

Sebastian Thiel  
Panikstadt



## **Das Buch**

Die längste Theke der Welt – menschenleer. Seit ein Mörder auf Düsseldorfs Partymeile sein Unwesen treibt, gleicht die Rheinmetropole einer Geisterstadt. Die Zahl der Opfer tödlicher Drogencocktails steigt und die Polizei ist ratlos.

Marc Schütte, der mit dem Fall beauftragt wurde, sieht nur eine Möglichkeit: Ex-Kommissar Rasch muss reaktiviert werden. Schüttes bester Freund war früher eine Koryphäe des psychologischen Profiling. Die jahrzehntelange Arbeit an furchtbar brutalen Fällen hinterließ bei Rasch schwere Psychosen. Nur mit Hilfe von Medikamenten und in ständiger Behandlung eines Psychiaters übersteht er seinen Alltag. Nun wird er erneut mit dieser unerträglichen Brutalität konfrontiert.

Als ein weiterer Mord geschieht, wird die Sache persönlich, und der Serienmörder zu Raschs Todfeind ...

## **Der Autor**

Schon seit frühester Kindheit von fantastischen Welten begeistert, versuchte Sebastian Thiel bald, eigene Geschichten zu entwickeln.

Mittlerweile ist er freiberuflicher Autor und, neben dem Schreiben von Romanen, auch in den verschiedensten Internet-Foren aktiv, in denen er seine Kurzgeschichten der Härte des Webs aussetzt. Ob nun für eine Kurzgeschichte oder einen ganzen Roman, versucht der Autor immer den Leser nicht nur gut zu unterhalten, sondern für einen Moment in die Geschichte zu entführen und durch seine Augen eine andere Welt, vielleicht ein ganz anderes Universum sehen zu lassen.

SEBASTIAN  
THIEL

# PANIK STADT

THRILLER



Deutsche Erstveröffentlichung bei  
Edition M, Amazon Media EU S.à r.l.  
5 Rue Plaetis, L-2338 Luxembourg  
September 2016  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016  
By Sebastian Thiel  
All rights reserved.

Umschlaggestaltung: semper smile, München, [www.sempersmile.de](http://www.sempersmile.de)  
Umschlagmotiv: © Murat Taner/Getty Images; © Valentin Agapov/  
Shutterstock; © David W. Leindecker/Shutterstock; © Ed Samuel/  
Shutterstock; © Moisieiev Igor/Shutterstock; © givaga/Shutterstock;

© diversity/Shutterstock

Lektorat: Rainer Schöttle

Printed in Germany

By Amazon Distribution GmbH

Amazonstraße 1

04347 Leipzig, Germany

ISBN: 978-1-503-94079-6

[www.amazon.de/editionm](http://www.amazon.de/editionm)

# PROLOG

## DUNKLE EINBLICKE

Ich bin nur hier, um Arzt zu werden. Das soll etwas damit zu tun haben, Kranke zu heilen, was ein Jammer ist, denn ich finde kranke Menschen eigentlich eher abstoßend.

*Mary Shelley's Frankenstein*

Der Abendhimmel liegt bleigrau und wolken schwer über dem Düsseldorfer Stadtteil Oberkassel. Gleich wird es zu regnen beginnen. Gut so. Abdrücke werden schneller verwischt und die Menschen bleiben zu Hause. Spuren auf festem Boden währen lang, aber Wasser hat ein kurzes Gedächtnis. Die riesigen Ahornbäume ragen wie stützende Pfeiler in den Himmel und säumen die Einfamilienhäuser der breiten Allee. Hätte ich nicht in irgendeiner Seitenstraße geparkt, wäre ich mit meinem von Rost zerfressenen Wagen sicher aufgefallen. Doch im Schutz der Dunkelheit fühle ich mich sicher. Ich ziehe die Kapuze noch ein wenig enger und versuche meinen Atem zu kontrollieren. Da ist er!

Verlogen gibt er seiner Frau einen Kuss auf die Wange und streicht seinen Kindern über den Kopf. Was er ihnen wohl jedes Mal erzählt? Zu lange habe ich dieses Ritual schon beobachtet. Wartend. Lauernd.

Unter dem schwarzen Mantel der Nacht kann ich die Bestie beobachten. Sein Gang ist stolz, beinahe arrogant, als könne ihm niemand etwas anhaben. Die Krawatte hat er abgelegt und einige Knöpfe seines Hemdes geöffnet. Doch den anthrazitfarbenen Anzug und die teuren Schuhe trägt er immer noch. Anscheinend hat er es nicht für nötig befunden, zu duschen und seine Kleidung zu wechseln. Dann öffnet er die Wagentür und startet das Auto. Lächelnd drückt die Frau die Kleinen in das Haus.

Wie kann sie nur? Ist es das schöne Leben, an das sie sich gewöhnt hat? Ist es wegen ihrer Kinder? So gesehen, ist sie noch heuchlerischer als ihr Mann. Trotz der Lügen, die sie braucht, um diese schöne, heile Welt aufrechtzuerhalten, tut sie mir leid. Aber das ist jetzt egal. Zumindest heute. Noch ein paar Herzschläge lang ruht mein Blick auf der Frau. Sie wird jetzt eine teure Flasche Wein öffnen und sich in den Schlaf weinen. Nur noch heute Nacht, mein Engel.

Mein Atem bildet weiße Wolken, die sich sofort auflösen. Einen kurzen Moment warte ich noch, dann drehe ich den Zündschlüssel. Mit gehörigem Abstand folge ich dem teuren Mercedes. Um diese Zeit schwärmen Partygänger in die Stadt hinein, doch dies ist nicht sein Ziel. Er will aus ihr raus, dort hin, wo es ruhig ist und sie ungestört sind.

Er steuert sein Auto westwärts, auf den Willy-Brandt-Ring, anschließend auf ein Betriebsgelände am Hafen. Rechts von uns baut sich das Naturschutzgebiet Ölgangsinsel auf. Als ich das Fenster öffne, kann ich die Kühle, die vom Rhein ausgeht, spüren. Eisig streichelt sie mein Gesicht. Ich atme einen Moment lang diese beruhigende Brise. Die Wipfel der Tannenbäume

ragen bedrohlich in den dunklen Düsseldorfer Nachthimmel. Sie sehen wie riesige Zwerge mit Zipfelmützen aus, die böseartig auf mich herunterblicken und meine drohende Tat mürisch begleiten wollen. Ich zwingen mich, die Rückleuchten des Wagens im Auge zu behalten, doch als die Straßen leerer werden und er auf einen großen, verlassenem Firmenparkplatz einbiegt, muss ich den Abstand vergrößern.

Ich halte direkt am Wald. Als die Wagentür mit einem lauten Knarren den Weg freigibt, zieht mir sofort der eiskalte Novemberwind ins Gesicht. Es hat nun zu regnen begonnen. Aufmerksam überprüfe ich meinen Mantel und die Utensilien in den Taschen. Ich habe nichts vergessen. Meine Schritte halte ich langsam und gleichmäßig, achte sorgfältig darauf, nicht zu rennen. Den kleinen Trampelpfad, der sich durch den Wald schlängelt, kenne ich mittlerweile auswendig. Wie von Fäden gezogen, schreite ich immer tiefer in das Dickicht, das nun jeden Schimmer des Lichtes zu verschlingen scheint. Ich überprüfe meine Taschenlampe und halte sie mit dem Arm verdeckt. Das Knacken der Äste lässt mich hastig umblicken. Der Regen scheint auf jedem Blatt einzeln aufzuschlagen und übertrönt jeden Laut. Meine Augen tasten die Bewegungen um mich herum ab. Es scheinen Hunderte gleichzeitig zu sein. Schwingende Äste, rauschende Blätter. Der ganze Wald bewegt sich. Ein weiteres Mal konzentriere ich mich auf meine Aufgabe. Ich werde nie verstehen, was Menschen dazu treibt, so etwas zu tun. Jemanden so zu verletzen. Jeden erdenklichen Tag. Er wird seine Medizin schon bekommen. Als ich den Parkplatz erreiche, schalte ich die Lampe aus. Das längliche Dach, welches ursprünglich Fahrrädern Schutz bieten sollte, dient ihm als Treffpunkt. Gut, noch ist er allein. Keine zwanzig Meter trennen mich von dem Mann. Aus meiner Jackentasche greife ich mir Einmalhandschuhe aus Latex und streife sie über. Dann die lange Spritze. Ihre Nadel glitzert im hellen Schein der spärlichen

Laternen. Ich spüre, wie etwas Wasser meine Nase heruntertropft und der Regen meine Kleidung durchnässt. Doch das ist jetzt egal. Mit der eigens dafür präparierten Flüssigkeit ziehe ich die Spritze voll. Es wäre zu schade, wenn sich etwas Luft in der Kanüle befinden und er zu schnell sterben würde. Schließlich müssen wir uns noch unterhalten. Mit leichtem Druck spritzt eine hauchdünne Fontäne aus der Nadel. Ich lächle zufrieden.

Dann ist es so weit. Jetzt kommt der schwierige Teil. Der Betonboden des Parkplatzes glänzt, als ich langsam über ihn schleiche. Meine Schritte wird er nicht hören, selbst wenn der Regen nicht so laut aufschlagen würde. Nur noch wenige Meter trennen mich von der Bestie, deren Blick weiterhin den Parkplatz fixiert. Dann schlage ich zu. Mein Herz pocht, als die Nadel seinen Hals durchsticht. Nun bekommt er seine gerechte Strafe. Mit einem kräftigen Schub pumpe ich die Drogen in seine Adern. Sie wirken nicht sofort.

»Was zum ...?«

Seine Pupillen sind geweitet, beide Hände auf die Stelle gedrückt, an der die Nadel eindrang. Dann holt er aus. Der Schlag geht ins Leere, ich kann ohne Probleme ausweichen und sehe, wie er langsam auf die Knie sinkt. Was für ein schöner Anblick! Röchelnd fixiert er mich. Die Bestie will noch etwas sagen, weglaufen, schreien. Alles vergebens. Seine vollen, gescheitelten Haare hängen ihm nun nass im Gesicht, trotzdem hält er meinem Blick stand. Ein wenig Speichel läuft ihm aus dem rechten Mundwinkel und vermischt sich mit dem Regenwasser einer Pfütze. Mit einer Hand stützt er sich ab und versucht sich aufzurichten, doch seine Kraft schwindet. Schließlich klappt er auf den Bauch. Ich sage nichts, genieße nur. Dies ist der schöne Teil, der schönste Augenblick: Nun kann die Strafe beginnen.



Es sind genau diese gerechten Sekunden, derentwegen ich hier stehe. Langsam fallen seine Augen zu. In einer Bewegung ergreife ich seine Beine und schleife ihn zum Wagen. Es gibt keinen Grund mehr, vorsichtig zu sein. Trotz des Regens höre ich, wie die Stirn des Mannes über den Boden schleift. Ein widerwärtiges Geräusch. Sein Wagen ist nicht verschlossen. Gut so, das erspart mir viel Sucherei. Ich öffne die Tür der Rückbank und hieve ihn auf die weichen, hellen Sessel. Sofort dringt mir der Geruch von teurem Leder in die Nase. Den schlaksigen Mann auf den Rücksitzen zu platzieren, erfordert einige Mühe und lässt mich keuchen. Doch schließlich gelingt es mir. Die Haut auf seiner Stirn ist aufgescheuert und auch seine Nase und sein Kinn bluten aus mehreren Wunden. Die weißen Sitze sind nun mit roten Striemen überzogen. Wenn man es nicht besser wüsste, hätte man meinen können, das Muster wäre beabsichtigt und von irgendeinem Stardesigner entworfen worden. Dann winkele ich seine Knie an, knalle die Tür zu, setze mich auf den Fahrersitz und starte den Wagen. Hastig sehe ich mich um und vergewissere mich, dass sie noch nicht da ist. Jetzt bloß keinen Fehler machen. Ein Geräusch hinter mir lässt mich in den Rückspiegel blicken. Leise röchelt die Bestie. Zu dem Speichel hat sich jetzt auch Blut gesellt, in Fäden läuft es ihm aus dem Mund. Unsere Blicke treffen sich im Spiegel. Es ist das erste Mal, dass ich ihm in die Augen blicken kann. Stahlblau und durchdringend funkeln sie mich an. Es ist weder Hass noch Panik, die aus ihnen spricht. Ich vermag nicht zu sagen, was ich in ihnen erkenne. Dann schließen sich seine Lider erneut und ich richte meinen Blick auf die Straße.

Zügig fahre ich um die große Firma herum und parke den Wagen an einer schlecht einsehbaren Stelle. Hier sind wir beide für den Moment ungestört und der belehrende Teil kann beginnen. Rasch steige ich aus seinem Auto. Sofort peitscht der Wind mir

wieder die langen Fäden des Regens ins Gesicht. Als ich die Tür öffne, fallen seine überstehenden Füße aus dem Fahrzeug. Da liegt er nun. Halb wach und in dieser Welt, halb schlafend und im Traum. Genau so, wie ich ihn haben will. Der Drogencocktail wirkt gut. Eine Mischung aus Heroin, Kokain, verschiedensten Beruhigungs- und Schlafmitteln sowie Benzodiazepine. Nach der Einnahme gelangt das Heroin schnell in den Blutkreislauf, bei intravenöser Injektion sofort. Wie alle Opiate wirkt es durch ein Ankoppeln an die Opiatrezeptoren im Gehirn, die sich vor allem im limbischen System befinden. Der Heroinrausch wird meist als glückseliger Zustand erlebt. Er ist von Euphorie, Ruhe und Ausgeglichenheit geprägt. Das Opfer kann sich nicht mehr bewegen, alle Nerven werden betäubt. Ich will aber nicht, dass er betäubt wird, dass er nichts mehr mitbekommt. Da Heroin direkt auf das Atemzentrum wirkt, kommt es zu einer lebensbedrohlichen Lähmung. Genau gegenläufig dazu wirkt das niedriger dosierte Kokain. Auf physiologischer Ebene schlägt die stimulierende Wirkung voll durch. Innerhalb von wenigen Herzschlägen werden die verschiedensten Stoffe ausgeschüttet, der Körper wird regelrecht überflutet. Außerdem wird der Abbau von Adrenalin verhindert, wodurch Herzfrequenz und Blutdruck ansteigen. Heroin macht müde, Kokain putscht auf. Er möchte mit aller Macht schlafen und gleichzeitig wach sein. Eine groteske und absolut tödliche Welle erfasst den Körper. Dabei ist es immens wichtig, dass genügend Glückshormone ausgestoßen werden, schließlich haben wir beide noch etwas zu bereden. Mit etwas Mühe klettere ich in das Innere des Wagens und fasse mit der rechten Hand das Gesicht des Mannes. Ich schüttele ihn kräftig, zerre an ihm, will ihn in diese Welt reißen. Zumindest noch für ein paar Herzschläge. Der Regen scheint noch einmal zugenommen zu haben, so laut donnert er nun auf das Dach. Langsam öffnet er die verklebten Augen. Ich sehe, wie sein Adamsapfel sich bewegt und er zu sprechen versucht.

Doch aus seinem Mund vernehme ich nur ein leises Gluckern. Es wird nicht mehr lange dauern, bis der tödliche Cocktail seine volle Kraft entfaltet und das Herz-Kreislauf-System kollabiert.

»Weißt du ...«, flüstere ich, den Blick nicht von seinen schmalen Augen nehmend, »... ich habe nie verstanden, warum Menschen, die eigentlich alles besitzen, dies aufs Spiel setzen.« Ich seufze laut auf. »Und wofür? Für ein paar Momente Glückseligkeit? In eurer ganzen Arroganz merkt ihr nicht einmal, dass ihr dabei anderen Menschen Schreckliches antut. Sie leiden. Sie sterben tausend Tode! Gute Menschen, die euch mal geliebt haben. Die euch immer noch lieben!«

Mein Kopf senkt sich, bis sich unsere Nasenspitzen beinahe berühren. Das Wasser tröpfelt von meinem Gesicht in seins. Fast automatisch drücke ich meine Hand fester um seinen Hals, zwingen ihn, mich anzusehen.

»Aber das ist euch egal, oder? Ihr denkt nur an euch. Ihr seid die Einzigen, die wichtig sind. Ihr seid Abschaum ...« Ich merkte gar nicht, wie ich den Mann nun anschreie.

»... nicht wert, geliebt zu werden. Ihr Bestien!«

Die Hände des Mannes beginnen zu zittern. Schaum bildet sich auf seinen Lippen. In seinen letzten Sekunden nimmt das Röcheln noch einmal zu. Es ist bald zu Ende. Mit der Hand fahre ich über seine Lider, halte mit Druck seine Augen offen.

»Schau mich an. Ich sagte, du sollst mich anschauen!«

Der Blick des Mannes trifft meinen. Jetzt sehe ich, was ich eben nicht zu erkennen vermochte. Aus seinen Augen spricht Angst. Angst, jetzt und hier zu sterben. Allein, unter Schmerzen. Ich genieße seine Furcht. In den Sekunden, die ihm noch auf dieser Erde verbleiben, scheint er doch noch Demut gefunden zu haben. Dann hört das Zittern auf. Ich soll das Letzte sein, was er sieht.

# KAPITEL 1

## DIE GEDANKEN SIND FREI

Wer kann sie erraten?  
Sie fliehen vorbei  
wie nächtliche Schatten.  
*Deutsches Volkslied*

Warten. Warten. Warten. Mir kommt es vor, als müsste man mittlerweile überall ausharren und sich den Allerwertesten platt sitzen. Grotesk, in einer Welt, die immer schneller zu werden scheint – schnelleres Internet, schnellere Autos, schnellere Kommunikation, überall und drahtlos –, gibt es trotzdem Orte, an denen man einfach nur warten muss. Andererseits ist der Raum, in dem ich mich befinde, ja sogar danach benannt worden: Wartezimmer. Es ist wieder einmal Freitag und wieder einmal kurz vor fünfzehn Uhr. Und wieder einmal sitze ich in der zweiten Etage des Psychologischen Zentrums in Düsseldorf. In den letzten Jahren scheint ein wahrer Modernisierungswahn durch die deutschen Arztpraxen geweht zu sein. Auf einmal mussten Stühle ergonomisch, Farben hell und freundlich sein.

Ein gluckender Wasserspender durfte in keiner Einrichtung mehr fehlen und kleine Kärtchen, auf denen »Schreiben Sie, was Ihnen nicht gefallen hat« gedruckt steht, liegen auf den zwei schmalen Tischen, die in der Mitte des Raumes aufgestellt wurden. Quality Management nennt man das heute. Verbesserungsvorschläge hieß das früher. Wann hat eigentlich dieser unsägliche Drang begonnen, alles auf Englisch schreiben zu wollen?

Ein paar Halbstarke haben »Mehr nackte Frauen!« auf eine der Karten geschrieben. Wie originell. Trotzdem muss ich schmunzeln, da die gezeichneten Brüste eigentlich gar nicht so schlecht getroffen sind. Ungeordnet liegen die Karten neben den obligatorischen Zeitschriften mit den grünen oder blauen Umschlagseiten, die ich wirklich bisher nur in Arztpraxen oder beim Friseur gesehen habe. Ich möchte gar nicht wissen, wie viele die abgenutzten Zeitschriften schon in den Händen hielten. Ich überfliege die Buchstaben, ohne sie zu verstehen. Sie könnten auch hebräisch sein. Ich lasse meinen Blick unauffällig durch den Raum schweifen, bevor ich mich wieder meiner Sportzeitschrift widme. Die Bilder an der Wand sollen ein Gefühl von Ruhe vermitteln. Es misslingt ihnen vollends. Ein weiteres Mal blicke ich hoch, versuche mich selbst abzulenken. Einige psychische Krankheiten sind recht einfach auszumachen. Wie die des jungen Mannes mit dem Mittelschitel vor mir. Er ist gut gekleidet, eine Stoffhose, ein blaues Hemd, gut geputzte schwarze Schuhe. Nur seine rauen Hände verraten, dass er diesen Aufzug nicht jeden Tag trägt. Sein Gesicht spiegelt eine gewisse Bräune wider, was eigentlich untypisch ist für den dunklen November dieses Jahres. Kleine Risse zieren die Fingerkuppen des jungen Mannes. Nein, so ein Mensch arbeitet nicht in einem der großen, grauen Firmenhochhäuser, die sich am Rhein aufbauen. So ein Mensch hat kein kleines Büro mit einem winzigen Namensschild an der Tür. So ein Mensch

arbeitet draußen, mit den Händen. Vielleicht Landschaftsgärtner oder Dachdecker. Ich luge unter meiner Zeitschrift hervor. Innerhalb von Sekunden falle ich in mein altes Muster zurück und erstelle ein Profil des Mannes, so wie ich es immer getan habe, bis zum Anfang dieses Jahres. Nervös räuspert er sich alle paar Sekunden und starrt abwechselnd zur offenen Tür und in Richtung der Fensterreihe. Das Magazin, das er in den Händen hält, hat er schon seit mehreren Minuten nicht mehr umgeblättert, und das nervöse Hochziehen der Nase verrät, dass er sich gerade ganz tief in seine eigenen Gedanken zurückgezogen hat. Er befindet sich nun fest in seiner eigenen Welt, in der Wände näher kommen und Gebäude sekundlich vom Einsturz bedroht sind. Welche Krankheit ihn hierhin zwingt, ist nicht schwer zu erraten. Klaustrophobie. Einen kurzen Moment überlege ich, ob ich die Fenster und die Tür schließen soll, um meine Theorie zu überprüfen. Vielleicht mit den Worten: »Ein bisschen kalt hier, oder?«

Er würde auf der Stelle den Raum verlassen. Nun ja, oder zumindest recht bald. Kommt drauf an, wie lange er hier schon in Behandlung ist. Aber ein Sadist zu sein versuche ich mir gerade abzugewöhnen. Neben ein paar anderen dummen Eigenschaften, derentwegen ich hier bin. Aus diesem Grunde bleibe ich einfach sitzen und tue so, als würde ich den Jungen ignorieren, damit ist ihm am meisten geholfen. Meine Gedanken werden unterbrochen, als die Sekretärin der sechs behandelnden Psychologen das Wartezimmer betritt. Linda lächelt mich kurz an.

»Frau Kutzer? Kommen Sie bitte mit?«, sagt sie freundlich und gibt für einen Moment den Blick auf ihre makellosen weißen Zähne und ihr Zungenpiercing preis. Früher hätte man so etwas nicht gedurft, es war verpönt, so etwas trugen nur Leute aus der Gothic- und Metal-Szene. Mittlerweile scheint es überall salonfähig, sogar in einer Gemeinschaftspraxis. Linda ordnet

noch ein paar Akten, wobei ihr blonder Pferdeschwanz bei jeder Bewegung mitwippt. Mein Blick bleibt an ihrem wohlgeformten Hinterteil haften, innerlich schnalze ich mit der Zunge und ziehe die letzten Impressionen ihrer Anwesenheit in mich auf wie ein Schwamm das Wasser. Immerhin bin ich mit meinen vierzig Jahren einige Jahre älter als sie. Linda war damals das kleine Mädchen, das bei uns auf der Straße mit Puppen gespielt hat, während wir bereits auf das Gymnasium gingen. Tja, die Welt ist ein Dorf.

Ich glaube, dass sie immer ein wenig verliebt in mich war. Doch aus dem kleinen Mädchen wurde eine junge Frau. Fröhlich, offen, herzlich, eine waschechte Düsseldorferin, die ihre Wochenenden in den Klubs der Altstadt verbrachte, natürlich mit dem gewissen Hauch der Arroganz, welcher uns immer gern nachgesagt wird. Zumindest bis zu dem einen Tag, als sie allein nach Hause ging und das Schicksal sie mit einem Schwerverbrecher zusammenstoßen ließ, der gerade sein erstes Wochenende aus der JVA entlassen war.

Meine Hand formt sich automatisch zur Faust, als ich an dieses Schwein denke. Er hat sie mit einer Bierflasche erwischt. Halb bei Bewusstsein, halb in Trance muss sie um ihr Leben gekämpft und so laut sie noch konnte gerufen haben, bis schließlich Passanten ihn in die Flucht schlugen. Mein Kollege Marc und ich haben ihn damals persönlich verhaftet. Ein Hauch der Genugtuung in einer viel zu ungerechten Welt.

Komischerweise hat er sich dabei den halben Brustkorb gebrochen. Marc hält mir das jetzt noch vor, dass ich ihn etwas ... zu grob angefasst habe. Erst als ich daran denke, entspannt sich meine Faust. Doch jede Geschichte hat mehrere Seiten.

Linda schmiss daraufhin ihr Medizinstudium und bewarb sich sofort um die Stelle als Arzthelferin. Sie wollte den Leuten direkt helfen und wird nun für Sekretariatsaufgaben missbraucht. Sie hat es richtig gemacht. Sich nicht vom Leben

unterkriegen lassen, sofort wieder auf das Pferd drauf. Von ihr bekam ich den schnellen Termin bei Doktor Breitschmied, dem angeblich besten Arzt für die Behandlung traumatischer Erlebnisse.

Sie ist stärker als wir alle zusammen, denke ich noch, als sich unsere Blicke treffen. Mittlerweile gehen wir ab und zu einen trinken. – Was soll man auch machen, als Frühpensionär mit vierzig?

Als Linda in die Akten vertieft den Raum verlässt, tippt sie die Tür leicht an, die daraufhin beinahe zufällt; kurz vor dem Rahmen kommt sie zum Stehen. Sofort fährt mein Blick zu dem Jungen. Er räuspert sich, legt die Zeitung zur Seite, guckt zum Fenster und steht auf. Das habe ich in mehr als zwanzig Dienstjahren gelernt: Immer wenn man versucht, so unauffällig und gelangweilt wie möglich zu erscheinen, bewirkt man das komplette Gegenteil. Es sieht immer gekünstelt und viel zu gewollt aus. Mit einer Hand in der Hosentasche geht er zur Tür, stupst sie leicht auf und geht an die Rezeption zu Linda. Die paar Sätze, die die beiden austauschen, kann ich nicht verstehen. Allerdings bin ich mir sicher, dass sie belanglos sind. Nach wenigen Augenblicken kommt der Junge wieder, greift sich die Zeitschrift noch im Stehen und nimmt wieder Platz. Natürlich, die Tür ist nun wieder offen. Ich schmunzle in mich hinein. Menschen mit psychischen Störungen finden immer einen Weg und eine Ausrede. Immer. Nach ein paar weiteren Minuten des Wartens lugt Linda in den Raum.

»Florian, kommst du bitte?«

Beim Hinausgehen stupse ich die Tür wieder zu und nehme meine Versichertenkarte von Linda entgegen. Alte Gewohnheiten legt man nicht so einfach ab. Als ich gerade den Weg zum Behandlungszimmer einschlagen will, verlangsamt sich mein Gang, bis ich stehen bleibe. Einen Moment denke ich nach. Als ich die Tür wieder aufstoße, sehe ich das Gesicht des Jungen,



der mit großen Augen meinen Blick sucht. Langsam senkt er den Kopf, nur um noch einmal kurz hochzublicken. Es gibt viele Wege, Danke zu sagen.

Doktor Breitschmied begrüßt mich mit Handschlag und weist mir den Platz auf dem großen Sessel zu.

»Hallo, Florian, wie geht es Ihnen heute?«, möchte der Psychologe von mir wissen und lächelt mich aus seinem Vollbart an. Dann setzt er sich auf den Sessel gegenüber. Die letzten Strahlen der Sonne werfen ihren Schein auf die Halbglatze des Mannes und spiegeln sich hell wider. Ich antworte wahrheitsgetreu, dass es mir gut geht, und überlege, wie oft am Tag er diese Frage wohl stellt.

»Worüber möchten wir heute reden?«

»Ist mir eigentlich egal, Herr Breitschmied.«

Warum er mich mit meinem Vornamen anspricht, ist mir immer noch ein Rätsel. Irgendwann hat er damit angefangen, und da er mir ziemlich geholfen hat, ist das auch in Ordnung so.

»Hatten Sie in der letzten Woche irgendwelche Angstausschübe? Panikattacken?«

Seine Stimme ist sanft, doch ein wenig lauter.

»Nicht so viele«, lüge ich und halte seinem Blick stand.

Die Wahrheit ist, dass diese Schübe jeden Tag präsent sind. Wie ein immerwährendes Damoklesschwert schweben sie bedrohlich über meinem Kopf.

Nickend nimmt er seinen Block und beginnt zu schreiben. Das Diktiergerät, das er bei einigen Sitzungen hat mitlaufen lassen, bleibt heute anscheinend aus.

»Es wird immer Rückschläge geben, Florian. In jeder Therapie gibt es einen schwierigen Teil, nämlich den Prozess des Erarbeitens. Dann gibt es einen schönen Teil, bei dem man seine Erfolge sieht. Und dann gibt es einen belehrenden Teil, an

dem man versteht. Also, an welcher Stelle Ihrer Reise befinden Sie sich gerade?»

»Nun, ich schätze, ich bin noch im schwierigen Teil«, sage ich, ohne nachzudenken.

»Absolut richtig. Es ist daher völlig in Ordnung, Rückschläge zu haben. Also, erzählen Sie mir davon.«

Ich muss tief ausatmen und mich erst einmal sammeln. Es ist gar nicht so einfach, auf Kommando in eine Situation zu gehen und sie im Geiste zu wiederholen. Einige Menschen können das, ich gehöre nicht dazu.

»Es war wieder, na ja, Sie wissen schon«, stammele ich und gucke verlegen auf den Boden. Normalerweise ist Zurückhaltung nicht meine Art. Zumindest war es das nie, aber hier ist das etwas anderes.

»Hatte es wieder mit Januar zu tun? Dieselben Gefühle und Emotionen?«

»Ja«, gluckse ich. »So etwas in der Art.«

Breitschmied lehnt sich zurück. Nur das gleichmäßige Gekritzel unterbricht die Stille, die sich nunmehr ausbreitet.

»Wie wäre es, wenn wir noch mal das Schlüsselerlebnis durchgehen?«, schlägt der kleine Mann vor. Seine gutmütigen blauen Augen scheinen wie für diesen Beruf gemacht. Generell kann ich mir schlecht vorstellen, dass er irgendwann schon mal laut geworden ist oder einen Konflikt nicht mit Worten gelöst hat. Mein rechter Mundwinkel zieht sich bei dem Gedanken sofort nach oben.

»Klar, natürlich.«

So scheint es immer zu sein, wenn Psychologen nichts mehr einfällt. Immer und immer wieder müssen sie in der Vergangenheit graben.

»Welche Parallelen gab es zwischen Ihrem Rückfall in dieser Woche und den Geschehnissen vom Januar?«

Jetzt muss ich mich räuspern. Auf einmal kann ich dem Doktor nicht mehr in die Augen schauen.

»Nun ja, die schwitzigen Hände, das Kopfrasen, diese Gedanken.«

»Beschreiben Sie diese Gedanken genauer«, hakt er nach.

Wir sind es schon hundertmal durchgegangen, und allein die Erinnerung daran lässt mein Herz beschleunigen.

»Nun, ich wollte einkaufen gehen. Nichts Großes, nur ein paar Besorgungen.«

»Und weiter?«

Ich seufze laut auf.

»Ich habe immer gedacht: Denk bloß nicht an Januar, denk bloß nicht an Januar!«

Doktor Breitschmied lächelt verstehend.

»Und natürlich haben Sie dann an nichts anderes mehr gedacht, richtig?«

Mein Nicken kommt fast von allein. Breitschmied macht sich weiter Notizen.

»Stellen wir dieses Thema erst mal zurück. Wir wollten in dieser Woche noch einmal über Ihren Kollegen, oder *ehemaligen* Kollegen reden, Herrn ...«

»Marc Schütte«, ergänze ich.

»Richtig, Herrn Schütte. Sie sagten in den vergangenen Wochen, dass er Sie damals aufgefordert hat, zum Wagen zu gehen, und dass Sie deshalb verwundet wurden.«

Ich weiß, worauf er hinauswill, zucke trotzdem mit den Schultern.

»Ja und?«

»Geben Sie ihm die Schuld an Ihrem Zusammenbruch?«

Meinem Zusammenbruch. Er redet nun öfter davon. Natürlich war es einer, aber sich dieses selbst einzugestehen, ist manchmal schwieriger als die Tatsache, dass man einen hatte.

»Nein, ich gebe ihm nicht die Schuld. Früher dachte ich das mal.«

Breitschmied blättert zurück.

»Das wollte ich gerade sagen. Sie haben in einer der ersten Sitzungen geäußert, dass ohne ihn das Ganze gar nicht passiert wäre.«

Unweigerlich muss ich mit dem Kopf schütteln.

»Vielleicht wäre ohne ihn das Ganze nicht passiert. Vielleicht doch, wer kann das schon sagen? Aber ohne ihn wäre ich genauso wenig hier.«

Mein Psychiater lehnt sich entspannt zurück. Wieder einmal kritzelt er auf seinem Block herum.

»Ich denke, wir machen große Fortschritte.«

Jetzt bin ich tatsächlich verblüfft.

»Warum meinen Sie das?«

»Nun, Sie beginnen, niemandem mehr die Schuld daran zu geben. Florian, manchmal passieren Ereignisse einfach, das haben Sie jetzt eingesehen. Das ist gut. Und jetzt gehen wir die letzte Woche durch.«

Ich erzähle die Geschichte. Mir ist aufgefallen, dass ich bei unseren Sitzungen sogar allmählich dieselben Wörter und Phrasen verwende. Man gewöhnt sich an vieles.

Irgendwie bin ich erleichtert, als die Stunde vorbei ist. Mit etwas gesenktem Kopf gehe ich an die Rezeption. Linda hat gerade die nächste Patientin aus dem Wartezimmer gebeten. Eine kleine Frau mit Schürfwunden und einem blauen Auge. Sie ist übel zugerichtet. Wahrscheinlich wird sie sagen, dass sie die Treppe hinuntergefallen oder gegen einen Schrank gelaufen ist. Irgendwann lernt man in meinem Beruf, die Wunden eines Menschen besser einzuschätzen. Nein, diese Frau wurde verprügelt, und zwar auf brutalste Art und Weise. Ich schätze sie auf gerade mal dreißig Jahre. Man sieht, dass sie ihren Körper in Form hält, wenn auch der Glanz und die Schönheit der Ver-

gangenheit dabei sind, zu verblassen. Auf ihrer Schule muss sie die Schönste der ganzen Stufe gewesen sein. Doch ihre erschlafende Haut und die tiefen Falten, die die Zeit in ihr Gesicht geschlagen hat, lassen vermuten, dass sie in ihrem Leben ein paar falsche Abbiegungen genommen hat. Oder sie hatte einfach Pech; eine Mischung aus beidem wird es sein. Ganz oben steht da die Auswahl ihrer Liebhaber. Mit kleinen Schritten tipelt sie an mir vorbei und huscht in das Behandlungszimmer von Doktor Breitschmied. Früher hätte ich noch lange darüber nachgedacht, doch jetzt, da ich kein Polizist mehr bin, lasse ich solche Gedanken gar nicht mehr aufkommen. Schließlich habe ich genug mit mir selbst zu tun.

»Und wie war es?«, reißt mich Lindas weiche Stimme aus meinen Gedanken. Mit einem kleinen Stöhnen nimmt sie Platz und schiebt ein paar Notizen der behandelnden Ärzte zur Seite.

»Mhh, wie immer«, lüge ich und lehne mich auf die Theke der Rezeption. »Bleibt es bei morgen?«

Interessiert lehnt sie sich auf ihre flache Hand.

»Aber klar doch. Was würde ich nur ohne meine Dosis grüblerischer Misanthropie machen?«

Dabei spielt sie verführerisch mit dem Piercing in ihrer Zunge und lässt es immer wieder von der Lippe an die Zunge schlagen.

»Du weißt doch: Wenn wir Düsseldorfer nichts zu meckern haben, geht es uns schlecht.«

Ich kann mir ein kleines Kichern nicht verkneifen und erfasse den langen Spiegel in der Praxis, auf dem ich Linda und mich erkennen kann. Hätte ich die Figur von damals, als ich auf der Polizeischule angefangen habe, würde ich es vielleicht bei ihr versuchen. Früher bin ich sogar freiwillig in der Ausbildung noch gelaufen, auf meinem Bauch hätte man bügeln können. Doch der harte Dienst, eine gescheiterte Ehe und die unerwartete Rückkehr in das Singleleben haben ihre Spuren hinterlassen.

Das vormalige volle, braune Haar ist einem Kranz gewichen und der damals so flache Bauch einem Hügel. Nur das breite Kreuz mit den kräftigen Schultern und meine Körpergröße lassen nun noch darauf schließen, dass die Frauenwelt mir mal zu Füßen lag. Na ja, nicht ganz, aber wenn man älter wird, redet man sich das gern ein. Andererseits ist sie mir eine zu gute Freundin geworden, als dass ich es durch irgendeine lächerliche Anmache kaputtmachen sollte. Jetzt erblicke ich nur einen abgehalfterten Exkriminaloberkommissar, der den ganzen Tag nichts zu tun hat und von einer kleinen Rente und Krankengeld leben muss. Man sollte annehmen, dass die Bundesregierung ihre Beamten besser vergütet. Alles längst vergangener Ruhm.

Ich lasse meinen Blick über Lindas Schreibtisch gleiten. Vor ihr stapeln sich haufenweise Akten. Sie bilden eine Miniatur-Skyline aus braunen Ordnern.

»Immer noch beim Einpflegen der Akten?«

Linda schmunzelt mich augenzwinkernd an.

»Du weißt ja, wie die alten Doktoren sind. Von Computern noch nie etwas gehört und alles schön in Ordnern aufbewahren. Ich möchte gar nicht wissen, was passiert, wenn einige Patientenlisten mal verschwinden.«

»Dann ist er verloren«, sage ich mit einem Kopfnicken in Richtung Breitschmieds Behandlungszimmer.

»Ohne mich? Ja.«

Wir beide lächeln uns an.

»Und? Was machst du abends noch?«, frage ich unverhohlen und mit ehrlichem Interesse. Sie zuckt mit den Schultern.

»Heute Abend wollte ich mit meinem Freund in eine Cocktailbar. Morgen komme ich bei dir vorbei, wir kippen ein paar Bier, und dann treffe ich mich mit den Mädels und wir machen die Altstadt unsicher.«

Während sie die letzten Worte ausspricht, huscht ein völlig beabsichtigtes diabolisches Grinsen über ihre Lippen.

»Hast du keine Angst, rauszugehen?«

Beinahe höhnisch zischt sie: »Nur weil so ein Bekloppter da draußen rumläuft? Die ganze Welt ist voller Irrer«, sagt sie leise und lehnt sich nach vorn. »Und damit meine ich nicht diejenigen, die hier sind.«

Sie hat es tatsächlich geschafft, hat alles verarbeitet. Wenn ich dabei an meine Planung denke ... Heute das Treffen mit Marc und morgen versuchen, bis zur Dämmerung nüchtern zu bleiben. Großartig. Wie gern würde ich für ein Wochenende mit Linda tauschen, mit diesem Engel, der mir für ein paar Minuten das Gefühl gibt, dass ich meine Anziehungskraft auf Frauen noch nicht ganz verloren habe. Fast wehmütig geht mein Blick auf die drei eingerahmten Fotos unter der Theke. Eins zeigt sie mit ihrem Freund, einem braun gebrannten dunkelhaarigen Typ mit Dreitagebart. Auf den anderen beiden sind Linda und ihre ebenfalls sehr gut aussehenden Freundinnen abgebildet, wie sie Cocktails in die Kamera halten. Ich muss wegblicken.

»Und, Florian, was machst du so?«, möchte sie wissen. Ihr Interesse klingt aufrichtig.

»Ich treffe mich heute mit einem Freund«, sage ich wahrheitsgetreu.

Das Telefon klingelt, Linda sieht mich mit ihrem Es-wird-alles-gut-Blick an.

»Okay, dann ...«

Ich habe es schon immer gehasst, wenn ein Mensch allein mit seinem Tonfall versucht, ein Gespräch zu beenden. Wie bei ihr gerade. Zumindest habe ich die Erfahrung und weiß, wann es so weit ist. Ich verabschiede mich überfreundlich, und bevor ich die Praxis verlasse, werfe ich noch einen Blick auf Linda, die schon wieder in die Akten vertieft ist. Was würde ich dafür geben ...

## KAPITEL 2

### DER FEIND IN MEINEM KOPF

Vergib deinen Feinden, aber vergiss niemals ihre Namen.  
*John F. Kennedy*

Mit einem Mal schlägt mir der kalte Novemberwind ins Gesicht. Ich klappe den Kragen meines Mantels um und bemerkte jetzt erst, wie warm es in solchen Instituten ist. Die Stunde mit Doktor Breitschmied verlief gut, ich fühle mich gestärkt und ein wenig sicherer. Wohl wissend, dass mir die härteste Prüfung des Tages noch bevorsteht. Anstatt einen Umweg über weniger belebte Straßen zu nehmen und die Dreiviertelstunde zu meiner Wohnung zu laufen, will ich heute durch die Innenstadt und die Straßenbahn nehmen. Dort, wo Menschen sein werden, viele Menschen. Allein die ersten Schritte in Richtung der Fußgängerzone kosten mich Überwindung. Doch noch läuft es gut. Nervös blicke ich mich um, fange an, die Passanten zu zählen, die sich in meinem Blickfeld aufhalten. Es werden immer mehr. Was würde ich dafür geben, wenn ich allein auf diesen Straßen wandeln würde. Frei von den abschätzenden Blicken



meiner Mitmenschen und dem ständigen Krach und Lärm, den sie anrichten. Ich denke an die Begebenheiten, die ich mit meinem Therapeuten durchgesprochen habe. Mir kann nichts passieren, ich werde weder umkippen noch mich übergeben noch einen Herzanfall erleiden. Aus seinem Mund klingt es ganz einfach. Denk einfach nicht daran, sage ich mir und spüre, wie genau dieser Gedanke auf brutalste Weise von der Angst aufgefressen wird. Was würden die Leute denken? Fast automatisch findet meine Hand den Weg an die Manteltasche. Nein, heute nicht, den Kampf verlierst du heute nicht.

Nach wenigen Minuten erreiche ich die Königsallee. Der Inbegriff von Dekadenz und Verschwendung. In all ihrer Pracht, in all ihrer selbstverliebten Herrlichkeit. Die speiende Fontäne des mir persönlich zu martialisch aussehenden kämpfenden Triton ist im Winter still. Sein Dreizack schwebt drohend über dem ruhigen Wassergraben, als wollte er ein Unheil ankündigen. Früher bin ich hier gern auf Streife gegangen, nun denke ich anders. Sofort fällt mir das Spiel ein, das mein Kollege Marc und ich hier immer gespielt haben. Porsche und Penner zählen. Eigentlich hätten wir den Begriff »obdachlos« verwenden müssen, so heißt es im korrekten Amtsdeutsch, aber das hört sich einfach nicht gut an. Zuerst zählten wir die Porsche auf der Königsallee, dann die Penner auf der anliegenden Oststraße. Beide Zahlen waren jedes Mal erschreckend hoch. Dann beginnt meine Hand zu zittern. Einfach so, ohne bestimmten Grund.

Phobophobie hat Doktor Breitschmied es genannt. Ausgelöst durch ein traumatisches Ereignis. Dieses Ding in meinem Kopf. Diese Stimme, die mich immer daran erinnert, dass ich krank bin oder eine Störung habe oder eine schwere Lebenssituation oder was weiß ich. Die Angst vor der Angst. Ich weiß nicht warum, aber auf einmal muss ich selber lachen. Der Griff in die Innentasche meines Mantels fällt mir unendlich leicht.

Leise öffnet sich die orange Plastikhülle des ärztlich verschriebenen Tranquilizers. Sehr starke Beruhigungsmittel, die eine interessante Eigenschaft haben. Tranquilizer wirken dämpfend, beruhigend, angst- und spannungslösend. Kurzum: Es legt sich ein Nebel des Desinteresses über den Kopf, eine permanente Fuck-off-Einstellung. Schnell wirkend – steht in Großbuchstaben auf der Verpackung. Ich schlucke gegen den Rat des Arztes zwei Pillen auf einmal und flüchte in eine kleine Nebenstraße. Die drohenden Worte meines Therapeuten habe ich jetzt noch im Ohr. Ich wäre neben meinen Panikattacken nun auch tabletensüchtig. Medikamentenmissbrauch. Hohes Suchtpotenzial. Doch das ist mir egal. Endlich habe ich Ruhe. Ich weiß, dass ich den heutigen Kampf verloren habe. Diesen ständigen Kampf, Krieg mit allen Mitteln. Kopf gegen Verstand, Seele gegen Gehirn, ich gegen mich. Nur wenige Minuten, dann beginnen die starken Entspannungsdrogen zu wirken. Den Schweißfilm meiner Hände am Mantel abreibend, trete ich auf die Straße. Ich blicke entspannt in den grauen und tief hängenden Düsseldorf-Himmel. Zum Wochenende sieht es wieder nach Regen aus.

Ich muss lediglich vier Lampen bedienen in meiner recht beschaulichen Zweizimmerwohnung. Die abgewetzte, fast gelbe Couch sollte ich auch mal austauschen. Als ich sie gekauft habe, war sie noch weiß. Früher habe ich mich gefreut, nach Hause zu kommen. Dort warteten Eileen und ihre süßen Küsse. Heute nur ein Goldfisch, den ich mir aus einer Laune heraus zugelegt hatte. Na ja, eigentlich ist es schon der vierte. Hin und wieder vergesse ich, ihn zu füttern. Eileen wäre so etwas nie passiert. Sie hatte einen Sinn für Geburtstage und Besorgungen, bei ihr war der Kühlschrank nie leer. Ein paar alte Freunde aus dem Revier sehen sie ab und zu. Mir wurde gesagt, dass sie wieder geheiratet hat. Gut so, ich freu mich für sie.

Als ich mich komplett angezogen auf das Bett knalle, fällt mein Blick auf die Vitrine. Die Medaillen und Urkunden grinsen mich an, verspotten mich fast. Längst vergangener Ruhm. Automatisch blicke ich auf die gerahmten Bilder aus der Polizeischule. Verdammt, sah ich gut aus! Volles Haar, durchtrainiert. Den Kopf voller Träume und Hoffnungen und dazu die Polizeiuniform. Damit war jedes Mädels leicht beeindruckbar und für die Eltern ein Garant für einen sicheren Job. Als ich mir über den Kopf streichle, erinnere ich mich selbst daran, dass dies nun vorbei ist. Der Traum ist der Realität gewichen.

Als ich mich aufs Bett lege, erkenne ich, dass die Drogen ihre Wirkung nicht verfehlen. Ich entspanne mich nun vollends und denke an Linda. Für ein paar Minuten amüsiere ich mich ganz gut. Ich falle tief in den Gedanken, zu tief.

Der Standardklingelton meines Nokia-Handys reißt mich aus dem dämmrigen Schlaf. Ich hatte schon ewig vor, einen anderen Ton einzustellen, aber leider bin ich selbst dafür zu faul. Schlaftrunken fingere ich es aus meiner Hosentasche.

Marc Handy, blinkt mich das Gerät an.

»Hey Marc«, sage ich, als wüsste ich nicht, warum er anruft.

»Flo, was ist los bei dir? Ich warte schon eine halbe Stunde.«

Im Hintergrund höre ich leise Musik und das typische Stimmgewirr von Gästen einer Bar.

»Bin eingeschlafen.«

»Hast doch nicht wieder zu viele Pillen gefressen?« Seine Stimme klingt nach drohendem Unheil. Das Letzte, was ich will, ist jetzt ein Vortrag über die Gefahren und das Suchtpotenzial der Medikamente. Wie oft hatten wir dieses Gespräch schon.

»Nee, bin einfach nur so ein wenig weggenickt.«

Meine Lüge klingt überzeugender, als ich dachte.

Doch anhand des leichten Seufzers am anderen Ende der Leitung erkenne ich, dass er mir nicht glaubt. Blöder Gedanke, ihn zu belügen. Immerhin haben wir dieselben Verhörlehrgänge besucht.

»Kommst du noch?«, will er ein wenig gereizt wissen. Zu oft hatten wir schon Telefonate, bei denen ich kurz zuvor abgesagt habe. Tja, ein Süchtiger kennt viele gute Ausreden. Ich wäge kurz ab, ob ich zu Hause bleiben soll, entscheide mich aber dagegen. Die letzten sozialen Bindungen zur restlichen Menschheit sollte ich nicht auch noch abreißen lassen.

»Gib mir 'ne Viertelstunde. Die ersten Alt gehen auf mich.«

»Alles klar.«

Dann unterbricht er die Leitung. Nicht schwer zu erraten, dass er ziemlich sauer sein dürfte. Wer sitzt schon gern allein an der Theke? So etwas können wir Düsseldorfer nämlich in etwa so gut wie an Karneval nüchtern bleiben. Nämlich gar nicht.

Ich verschwende keine Zeit mehr damit, mich umzuziehen. Ein wenig Deodorant und billiges Parfüm müssen für diesen Abend reichen. Erst beim Verlassen der Wohnung fällt mir auf, dass ich heute noch nichts gegessen habe. Mein Magen erinnert mich in diesem Moment schmerzlich daran. Hin und wieder vergesse ich nicht nur, den Goldfisch zu füttern. Den Schlaf noch nicht ganz abgeschüttelt, trotte ich die graue Treppe des Mehrfamilienhauses hinunter. Auf dem Weg kommt mir meine Nachbarin entgegen. Schon interessant. Seit Jahren leben wir Tür an Tür und doch kenne ich nicht einmal ihren Vornamen. Wenn sie ausziehen würde, wüsste ich es erst Monate später. Bei genauerer Betrachtung fällt mir auf, dass ich fast niemanden in diesem Haus wirklich kenne, obwohl hier alle die meiste Zeit des Tages in der Wohnung verbringen. Beim Verlassen des Hauses schießt mein Blick sofort in beide Richtungen der Straße. Nur noch wenige Menschen scheinen den Weg zu säumen, in der Innenstadt wird es anders aussehen. Vorbeugend nehme ich

eine Pille, sie soll Zeit haben zu wirken. Die fünfzehn Minuten zur verabredeten Kneipe zumindest.

Genau so wie ich es mag. Wenige Menschen, gedämpftes Licht und billiges Bier. Marc erwartet mich bereits und steht höflich auf. Ist auch schon zwei Wochen her, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen haben. Eigentlich kann ich gar nicht sagen, warum er alle paar Wochen anruft und sich mit mir zum Bier trifft. Vielleicht ist es sein schlechtes Gewissen, vielleicht ist er auch einfach nur ein guter Mensch, der nicht weiß, wie er mir anders helfen soll. Ich schüttele den Gedanken ab und schreite durch den Schleier aus Qualm, der sich durch die Luft wälzt.

»Hey, Florian«, begrüßt er mich überfreundlich. Allem Anschein nach ist seine Wut verflogen.

»Hallo, Marc, wie geht es?«, stelle ich die Frage, mit der fast jedes Gespräch eröffnet wird.

»Danke, aber was viel wichtiger ist: Wie geht es dir? Wie waren deine Termine beim Doc? Die sind doch immer freitags, oder?«

»Ja, war okay«, sage ich kurz angebunden. Ich hasse dieses Thema. Auch wenn die Kneipe nicht gerade von Gästen aus allen Nähten platzt, spüre ich doch wieder dieses unbehagliche Gefühl in mir aufsteigen. Ich werde versuchen, so schnell wie möglich drei Bier wegzukippen, danach wird es mir besser gehen. Einen kurzen Moment muss ich an den Beipackzettel der Tabletten denken.

Auf keinen Fall mit Alkohol einnehmen! Auto fahren vermeiden!

In Gedanken versuche ich mir einzureden, dass dies sinnfreies Gerede der Pharmafirmen ist, um sich gegen alles abzusichern. Als ob ich in meinem Zustand noch Auto fahren könnte. Nur wegen des unbedingten Willens zur Mobilität ein Kind in den Tod zu reißen, nein, so tief bin selbst ich nicht gesunken.